

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 2,50 A
In alle and Umgebungen 3 A für das
Postporto. Die halbjährige Zeitung
kostet monatlich 2 Mark.

Halle'sche Zeitung.



Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die halbjährige Zeit-Beize oder
den Monatlichen Anzeigen-Preis
betragt pro Zeile 20 A
Wochen von 15 A
Wochen von 10 A
Wochen von 5 A
Wochen von 2 A
Wochen von 1 A
Wochen von 50 Pf.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition:
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Dienstag 24. September 1895.

Beizler Bureau:
Berlin G, Grödenstraße 8.

Telegramme.

Berlin, 24. Sept. Die „Nord. Allg. Ztg.“ stellt fest, dass
Graf Solodowsky bei seiner Anwesenheit in Süddeutschland
nicht über einen neuen Zabalkauer-Entwurf verhandelt
hat und im Reichshausen 3. B. ein solcher Entwurf nicht aus-
gearbeitet wird.

Berlin, 24. September. Papstnarrator J. C. Weber, welcher
die Verbredens angeklagt wurde, einen seiner Bekannten aus dem
Lage gekümmt zu haben, weil derselbe Mitwisser einer Reihe schwerer
Verbrechen war, welche von Weber geplant waren, wurde vom
Schwurgericht zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Berlin, 24. September. Im Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-
Krankenhaus brach gestern beim Reinigen der Oberflächensitten des
Operationszimmers eine Diphtherie durch und führte in dem Raum
hinab. Sie verschied bald darauf an den Folgen eines Schidel-
schlages.

Berlin, 24. September. Der russische Finanzminister
ist von Paris kommend hier eingetroffen.

Berlin, 24. September. Die 100jährige Schriftstellerin Frau
Nähling, Mutter des Vesslers des „Hotel de Rome“, ist ge-
storben.

Warna, 24. September. Prinz Ferdinand reist heute
nach Sofia ab.

Paris, 24. September. Sechsen eingetroffene Meldungen aus
Madagaskar bezeugen den monatlichen Verlust an Truppen
auf 1800-1500 Mann. Wenn der zuletzt unternommene Vorstoß
auf Tananarivo nicht glückt, gilt die Expedition als gescheitert.

London, 24. Sept. In Zanger ist die Cholera sehr stark
ausgebrochen. 10-12 Cholertodesfälle kommen täglich vor. Spanien
hat eine blühende Quarantäne angeordnet.

Sanffo Smyrna, 23. September. Heute begannen in An-
wesenheit des Kaisers Franz Josef die großen Siebendürer
Mannöver, an denen die Militärattachés Deutschlands und
Italiens teilnehmen.

Konstantinopel, 24. Sept. Ein furchtbarer Sturm mit un-
gewöhnlich hohem Wasserstand hat in der Umgegend der Stadt große
Verwüstungen angerichtet.

Deutsches Reich.

* Der Kaiser verließ am Samstag Vormittag im
Kommandeur Jagdwagen und unternahm Nachmittags einen
Ausflug. Am Sonntag Vormittag wohnte Se. Majestät
dem Gottesdienste in der Kapelle zu Kominten bei. Es herrschte
fröhliches, frohes, aber recht kaltes Wetter; auch war in der
Nacht bereits Neif gefallen. Zur Mittagstafel im Jagdwagen
am Sonntag waren der kommandierende General, General der
Infanterie Graf Kind v. Kündelstein und der Landflieger
in Tralshöfen, v. Oettingen, mit einer Einladung beehrt
worden. Das Verinden Sr. Majestät ist vorerst still. Gestern
lag der Kaiser den größten Teil des Tages der Jagd ob.
Wie man hört, wird in den ersten Tagen des Oktober auch
die Kaiserin, welche gestern Abend 10 Uhr nach Grödenhof
in der Provinz Schlesien-Dollstein zum Besuche ihrer Schwester
abgereist ist, zu mehrtägigen Aufenhalten in Kominten ein-
treffen.

* Der „Ber. Ztg.“ erzählt, soll der bisherige preussische
Gesinde in Hamburg, v. A. Hübner-Wächter, nun doch nicht für
H. A. R. D. bestimmt sein. Er ist vielmehr, wie zuverlässig verlautet,
für den Kopenhagener Posten in Aussicht genommen.

Der Gletschersturz an der Gemmi.

Das es ein Glück sei, einem großen Massensturz ob
einem gefährlichen Naturereignis durch die Raune des Schif-
fers nahe geführt zu werden, ohne selbst dabei zu Grunde zu
gehen, ist wohl nur bezüglich des letzten Sachbeisels richtig.
Inmerhin aber ist die Unglücksstelle für den der Gefahr Ent-
kommenen von so unwiderstehlicher Anziehungskraft, daß er sich
seine besondere Aufmerksamkeit nicht vorzunehmen vermag.
Wir wollten schon am 11. d. M. vom Weimer Oberland über
die Gemmi nach dem Wallis wandern, hatten aber unsere Ab-
sicht geändert und saßen nun am 12. in Interlaken von dem
wunderschönen Gletscher, der am 11. in der Morgens-
frühe vom Alts (gesprochen Alts) herabgerollt war und
eine ganze Alp mit Mann und Maus verdrängt hatte.
Die Alpe befand in diesem Falle aus 137 Stück Rindvieh;
aber was soll das gegen die sechs treuen Walliser Männer und
Knechte, die uns leben kamen, und gegen die ganze etwa
8 km große Weidfläche, die sogenannte Spital- oder Spittel-
alp, die vernichtet wurde!

Der Alts in der Berner Hochalpenfette hat eine Höhe
von 3636 M. Tschingelhorn, Spitalhorn, Almsiltsalp,
Doldhorn, Balhorn, Alts, Rinderhorn, Widihorn bilden
in der aufsteigenden Reihenfolge die südwestliche Fortsetzung der
Jurafronte; es sind alle als bedeckte Berggipfel, die ihre
Wandern in mehr als 2200 bis 3700 M. Höhe emporstrecken
und, zwischen deren Gärten eingebettet, mächtige Gletscher fast
bis zu den menschlichen Wohnungen hinabreichen. So erstreckt
sich ein Gletscher hinab zwischen Balhorn und Alts, ein
anderer, der Schwarzgletscher, zwischen Alts und Rinderhorn.
Aber auch die Hänge der Berggipfel selbst sind von emigen
Schnee und Eis bedeckt, ohne eigentliche Gletscherbildung, so
die Weidfläche der Alts-Pyramide, deren mächtiges Rindvieh
auf eine kleine Gletscherunge südwärts abweicht, um einen
unbedeutenden Zufluss des vom Schwarzgletscher kommenden
Schwarzbach zu speisen. Der Schwarzbach mündet in
die Rander, die nach vielen Fällen bei dem bekannten

* Der Freisinn hat bei der Wahl in Großwar-
berg-Deis eine Einbuße von über 2200 Stimmen gegen die
Hauptwahlen von 1893 zu verzeichnen, was einen Rückgang
auf die Hälfte des früheren Bestandes bedeutet. Da der
Kandidat diesmal der freisinnigen Volkspartei angehörte, so ist
es an der freisinnigen Vereinigung, zu verhindern, sie hätte
ein besseres Ergebnis erzielt. Ein Berliner Blatt, das sich
dem rechten Flügel des Freisinnis so nahe zu halten pflegt, als
es die Möglichkeit auf die Eigenart des Führers des linken
Flügels scheint, „vermutet“ wenigstens, daß
die „gemäßigte Richtung“ des Freisinnis in Groß-
warberg-Deis den dreifachen Boden habe. Der Kandidat, der
vor zwei Jahren doppelt so viel Stimmen auf sich vereinigt habe,
als diesmal Herr Dornau, sei ein Mitglied der Vereinigung
generell. Herr Dornau, der die Wahl zum Reichstag zu Grunde
legte, für die Politik des Freisinnis beider Oberzonen bestimmen
ist. Im Jahre 1893 beherrschte eine Frage die Wahlen:
Steigerung der deutschen Selbsthülfe auf die Höhe der fran-
zösischen oder Zurückbleiben der Kriegslast selbst hinter der
einen der beiden Deutschland stinkenden Mächte. Die frei-
sinnige Vereinigung beantwortete diese Frage in Ueberein-
stimmung mit den anderen im Wahlkreise in Betracht kommen-
den bürgerlichen Parteien und deshalb vermochte ihr Kandidat
die Wähler an sich zu ziehen, denen es erwünscht war, für die
Heeresvorlage votieren zu können, ohne einem der fortgeschritten-
en Agrarier ihre Stimme geben zu müssen. Aber das Gewicht
dieser nationalen Angelegenheit war ein Mitglied der Vereinigung
Vereinigung vor einem Mißgeschick von dem Umfang bewachte,
wie ihm jetzt die Volkspartei zu beklagen hat. Ihre sonstige
Politik hätte eben so wenig Anziehungskraft ausgeübt, wie die
Volkspartei, mit der sie die volle Verbindlichkeit für die
wirtschaftlichen Aufgaben der Gegenwart theilt: Die „Nat.-lib.
Korr.“ fügt diesen Ausführungen noch hinzu:

Einen Punkt gibt es allerdings noch, außer der Wechs-
lung, an dem die Kritik, auf die der Freisinn sonst zählen durfte, einen
Unterschied zwischen freisinniger Vereinigung und Volkspartei ver-
merken könnten: Die Stellungnahme zu dem immer weiter vor-
wärtig drängenden Ultramontanismus. Aber auch hierin weisen
die beiden Flügel mehr in der Uebereinstimmung, als in der
Trennung. Wir zweifeln nicht, daß dem volkstümlichen Kandidaten in
Großwarberg-Deis eine Erklärung für die Wiederwahl des Ge-
setzes nicht gefehlt hat, aber der Freisinn hat gewiss nicht die
Kantur der Vereinigung für im Reichstage in demselben Sinne ge-
stimmt, ein von ihm empfohlener Kandidat hätte also dort wohl
auch nach dieser Richtung hin seinen „dritten Boden“ gefunden,
als der unterlegene Parteigenosse des Herrn Richter.

Uebrigens zeigt die Wahl v. Kardorff's auf's Deutlichste,
daß die Agrarische Bewegung s. Z. härter ist als je und daß
dieselben demokratischen Wähler eine freiere Bewegung, die
das Gegentheil behauptet. Auch die Nord. Allg. Ztg. selbst
schließt sich dieser Meinung an und fügt mit Recht hinzu:

„Am so unangenehm muß daher der von demokratischer
Seite der Regierung schon mehrfach ertheilte Rath erscheinen, sie
habe, weil die agrarische Bewegung „obwohl in Verlusten sei,
nun nicht mehr nöthig, die zur Förderung der Landwirtschaft ge-
hörten Maßnahmen zu betreiben. Wer einen solchen Rath glaubt
geben zu dürfen, hat es auch der Gefahr aus, das Vertrauen des
Landes zur Regierung unheilbar zu erschüttern. Denn es handelt
sich um ein bestimmtes Verorethen der Regierung, um ein Ver-
sprechen, das nicht von der agrarischen Bewegung eintrot und das
von der Fortdauer dieser Bewegung unabhängig ist, das vielmehr als
Ausdruck der landwirthschaftlichen Fortsorge Sr. Majestät und auf
Grund der Gemeinnützigkeit, die bei der Lage unserer Land-
wirthschaft eine energische Aktion der Zulieferung fordert.“

* Eine neue sozialdemokratische Provokation. Einige
Berliner Mitglieder des sozialdemokratischen Gastwirths-Vereins
halten, der Parteifaktura Trotz bietend, am Sedantage illumini-
ren. Gegen diese „Mißthaten“ richtete sich das Vorgehen

einer zahlreichen Versammlung des erwähnten Verein, der so-
genannte Revolution beschloß:

„Ihre Kollegen, denen nachgewiesen wird, daß sie oder ihre
Kinder (!) sich an patriotischen Veranlassungen be-
theiligen, werden in Anbetracht dieser Gesinnungs- und
Verhaltens aus dem Vereine ausgeschlossen.“

Wenn die sozialdemokratischen Freiheitler haben, dessen
Staatsbürger wegen ihrer waterländischen Gesinnung aus ihrem
Reihen zu ziehen, so ist das in dem Wesen der sozial-
demokratischen Weltanschauung begründet. Es ist aber nicht
anzunehmen, warum selbst von der bürgerlichen Demokratie be-
stritten wird, daß ein Staatsbürger, das sich nicht selbst an-
gelegen will, nicht bloß das Recht, sondern geradezu die Pflicht
habe, derartige waterlandsfeindliche Provokationen entsprechend
zu beantworten. Zeigt das Vorgehen des Gastwirths-Vereins,
mit welchem Terrorismus die Sozialdemokratie identisch, wie sie
mit ihren Gegnern verfahren würde, wenn sie zur Verhinderung
gelangte, so sollte doch auch die heutige Gesellschaft und
deren Obrigkeit die überflüssige Sentimentalität von sich ab-
streifen und die Sozialdemokraten offen und unverhüllt als
Feinde des Vaterlandes kennzeichnen und als solche auch
konsequent behandeln.

* Wenn von den bestgestellten Reformministern die General-
kommissionen angewiesen sind, sich bei der Reorganisation
des Reichs nach hochvertrauensvollen Vertrauensmännern
der Kreisvereine zu bedienen und bei Vorberathungen ins-
besondere bei der Anlegung neuer Kolonien sich rechtzeitig mit
den Kreisvereinen wegen der Ordnung der öffentlich rechtlichen
Verhältnisse in Verbindung zu setzen, bevor sie die Colonie-
bildung vornehmen, so ist dies keineswegs aus dem Grunde
geschehen, um der in einigen Kreisen von Großgrundbesitzern
vorhandenen Abneigung gegen die Ansiedelung von Bauern
auf früheren Latifundien entgegenzuwirken und der inneren
Colonisation Hindernisse zu beseitigen. Das Gegenheil ist der
Fall. Die Vert. Vol. Nachr. schreiben nämlich:

„Neue ministerielle Anweisung bezieht sich lediglich auf die sachlich
als bestimmt erscheinende Bedenken gegen das von den Ge-
neralkommissionen bisher beobachtete Verfahren zu beseitigen und
so noch größere Gefahr dafür zu schaffen, daß die durch Ver-
mittlung der Generalkommissionen bewirkten Neuanordnungen
(sowohl nach der wirtschaftlichen, wie nach der öffentlich rechtlichen
Seite) zweckmäßig und lebensfähig sind und den wirthschaftlichen
Interessen eine höhere Geltung gemäßen. Wären die Fälle,
in denen unzulässig häufig Neuanordnungen nicht profieren
oder die Neuanordnung zu Schwierigkeiten in Bezug auf die Or-
dnung der Gemeinde-, Schul- und Kirchenverhältnisse geführt hat,
auch jetzt schon seltene Ausnahmen, so ließe es doch gerade im
Interesse der Sache selbst, daß die Zahl solcher Ausnahmefälle
auf das geringstmögliche Maß sich vermindert. Im Abgesehen-
darauf waren es denn auch neben einigen Konventionen, welche
der inneren Kolonisation mehr abnehmend gegenüberstehen, vor
Allem Anhänger der nationalliberalen und freieren erantenen Prä-
stition, welche auf die Berechtigung der gegen das bisherige Verfahren
zu erhebenden Missstellungen drängen.“

* Der Centralverband deutscher Industrieller hat sich in
der bereits mehrfach erwähnten Zusammenkunft auch gegen den
den ersten Entwurf zur Unfallversicherungsvorlage ent-
haltenen Vorbehalt ausgesprochen, daß auf Verlangen des Ent-
schädigungsberechtigten denselben oder einem von ihm zu be-
stellenden Vertreter Gelegenheit gegeben werden solle, seinen
Anspruch vor dem Reichsgericht zu ergreifen, mündlich zu ver-
treten. Der Centralverband will es zwar als prinzipiell un-
zulässig beschließen, daß die Organe der Versicherungs-
gesellschaften mit dem Verletzten persönlich verhandeln, es sollen jedoch
diesigen Prinzipien aufrecht erhalten werden, welche grund-
legend für die Ausführung der Unfallversicherung waren und
noch sind, so muß die Bestimmung als nachtheilich für den

Orte Kanberberg die Thalspüle erreicht, um dem Thuner
See zuzueilen. Vom Alts ist nun nicht etwa der Balhorn-
oder der Schwarzbachgletscher abgetrennt, auch die genannte kleine
Gletscherunge ist unverteilt, sondern von der oben, aus Schnee
und Eis bestehenden Rindvieh, an der glatten Westseite, besser
Westflüchseite, der Bergpyramide hatte sich ein etwa 1/2 km
enthaltender Auschnitt gelöst, um mit Donnergepolter und ver-
stärkter Gewalt in die Tiefe zu fallen.

Wir führen zu erzählt ein Mitarbeiter der „R. Z.“ im
Einführung von Interlaken über den Alts auf Frutigen und Kanber-
berg zu. Der Frutigen, beim Dörchen Wengli, öffnete sich der
Alts ins obere Kanberthal, dessen Schluß die hell in der
Vorgewonne erstrahlenden Firne des Balhorn und des
Alts bilden. Es war ein prächtiges Bild, und fast ergriffen
das, als wir mit einem Male deutlich die halbkreisförmige
Bruchfläche an der Westseite des Alts bemerkten, an welcher
die Gletschermaße, richtiger die Firnmaße, sich abgetrennt hatte,
um zu Thal zu gehen. Die freistehende Bruchfläche glitzerte im
gründlichen Schimmer des Eises; ihre Höhe, von hier aus
schwer zu schätzen, wurde uns später von einem schweizer-
ischen Geologen zu 45 m angegeben. Ein 45 m
dicker Eis- und Schneemantel von 500 m Durchmesser
und 500 Breite in der oberen Richtung war plötzlich über
die arme Spittelmaße hinabgeglitten! Der verhängnisvolle,
grün glühende Halbkreis konnte wir nicht mehr aus dem
Auge verlieren; selbst der Kausler brauchte keine Pfeile mehr,
um auf den Alts zu zeigen, als um sein Höflein zur Pflicht
zu mahnen. Aber wir kamen doch allmählich nach Kanberberg
und andern Morgens früh nach anderthalb Stunden Steigen
auf dem flachen, aber wohlgepflegten, zum Gemmiß führenden
Saumwege zur Unglücksfälle!

Wir waren geradezu überrollt, bei einer Wendung
des Weges die Rutschfläche des Alts wieder vor uns zu sehen
und gleichzeitig die den Thalboden fast füllenden Sturz-
massen zu betreten. Schwarzhäufig gefärbt, mit grobgeroher
Oberfläche — denn noch hatte die Sonne sich nicht
über die Berggipfel erhoben — lag die aus Eisstümpfen, Schnee

und Gestein bestehende Masse unregelmäßig ausgebreitet. Das
war kein Gletscher, sondern es waren gemeint kleinere rumb-
liche Eiskörper, von größeren Wäden und Felsblöcken nur
spärlich durchsetzt. Ein eigentlicher Gletscher fehlte aber
aus. Dies waren die Trümmer der Rindvieh, deren Rindvieh
wir schon in Wengli erkannt hatten. Unter Thalboden, mit
seinen Gehängen bis vor wenigen Tagen die ideale Spittel-
maße bildend, liegt auf etwa 1900 m über dem Meer, die
Abbruchfläche dagegen auf 3200 m. Auf der als glatter
schiefer Ebene von 30 Grad Neigungswinkel sich darstellenden,
aus regelmäßig gleichmäßig durcheinander bestehender Kanber-
maße die gemaltige Masse 1300 m tief mit mahlender Schnellig-
keit hinabgeglitten. Sie hatte auf etwa halben Wege eine Berg-
stufe als Abfall vorgefunden, von wo der kleinere Teil in der
von der schmalen Gletscherunge hinabkommenden Schure ab-
stürzte, der weitaus größere Teil aber in gemaltigen Wogen
bis zur gegenüber liegenden Gellwand hinüberlegte, dort zurück-
prallte und absaun den welligen Thalboden bedeckte.

Der Vorgang, so schnell und geräuschlos in der Morgens-
frühe des 11. September sich abgebeigt haben wird, läßt erst
nach einigen Untersuchungen auf dem Trümmersfeld und genauer
Prüfung der Gebirgsformation sich erklären, ist aber an den
jetzt aufstehenden Stellen, die an der Gellwand noch anstehen,
und an dem brandungsbereiten Schuttberg der in der Bergungs-
richtung scharf durchgehenden Sturzmaße mit Sicherheit er-
kenntbar. Wir wanderten zwei Stunden lang auf und ab über
über das Sturzfeld, was freilich immer unbehaglicher wurde,
nachdem die Sonne über den Jancgaurt zwischen Alts und
Rinderhorn hinübergestiegen war und ihre vollen Strafen in
die getrockneten Massen hinabandte. Die Oberfläche wurde
schlupfrig und schmutzig, von der Gellwand stürzten Steine
und Trümmer, abgetrieben aus Schnee und Eis, fortwährend
ab und weeten, drohend und polternd, unangenehme
Vorstellungen. Der Schwarzbach in Thalgrunde war
zwar von den Firntrümmern nicht völlig in Ab-
fluß gehemmt worden, aber hier und da hatte sich doch
sein milchiges Wasser über die Sturzmaße factura ausgebreitet



[Nachdruck verboten.]

Irrwege.

Original-Roman von H. Erlin.

35] Rätſe aber durchſog haſtig und intereſſirt den Vergnügungs-Anzeiger. „Dachte ich's doch!“ rief ſie dabei plötzlich aus und eine Zorneswelle ſtieg ihr in die Wangen. „da ſieh's: Kroll, Gaſſenſpiel der Ellen Waldner. Carmen. Alſo deswegen will er in's Theater, um ſie, um dieſe Waldner! Gut!“ murmelte ſie raſch entſchloſſen und ſchabenſtroh, „ich will Dich einmal ärgern; ich ſehe mir Carmen ebenfalls an!“

Und behend erhob ſie ſich, eilte in ihr Ankleidezimmer, um die Toilette zu wechſeln. Gerade in demſelben Augenblicke, als ihr Mann, um ihr Adieu zu ſagen, ihr Boudoir betrat, öffnete auch ſie, fix und fertig zum Ausgehen bereit, die entgegengeſetzte Thüre und ſtand ihm nun in ihrem cremefarbenen, reich mit Schmelzperlen verzierten Seidenkleide lächelnd gegenüber.

Sie ſah bezaubernd ſchön und lieblich aus, ſo daß Winolf, der ſeine Frau lange nicht im Geſellſchaftsanzuge geſehen hatte, bei ihrem Anblick offenbar überräſcht war. Seine Künſtelnatur regte ſich wieder mächtig in ihm und Rätſe wohlgeſällig muſternd, meinte er ſcherzend:

„Ei, der Laufend, Schön-Rätſchen, wo willſt Du dem hin? Da ſollte man ja ordentlich eiferſüchtig werden!“

„Iſt gar nicht nöthig; ich gehe ja mit Dir!“

Er warf ihre einen etwas unſicheren, erſtaunten Blick zu. „Mit mir . . . ? Ja, Kind, das iſt ja ganz ſchön und ſehr nett von Dir . . . aber . . . meine Freunde erwarten mich doch, wie ich Dir ſagte . . . und dann habe ich nur einen Platz gekauft, ob nun noch . . .“ Er ſuchte offenbar nach Ausreden, aber Rätſe ſchnitt ihm das Wort ab: „Bitte, mache keine Ausflüchte! Ich möchte nun einmal gern Carmen ſehen, und Du wirſt mich begleiten können — all zu oft verlange ich ja Deine Geſellſchaft gar nicht!“

Da der Maler nun einſah, daß er, wenn er ſich nicht ſelbſt verdächtigen wollte, dem Wunſche ſeiner Frau willfahren müſſe, fügte er ſich. Schließlich überlegte er, war's ja auch nicht ſchlimm, wenn er's that; denn nachdem er Rätſe am Schluß der Vorſtellung nach Hauſe geleitet haben würde, konnte er ja immer noch zur Ellen zurückkehren und ſich bei ihr entſchuldigen, daß er ſie, ſeiner Frau wegen, in den Pausen nicht habe begrüßen können.

Anſcheinend ganz heiter reichte er nun Rätſe den Arm und führte ſie zum Wagen hinaus.

Eine halbe Stunde ſpäter betrat das junge Ehepaar den hellerleuchteten Saal des Kroll'schen Etabliſſements.

Die Herren, die läſſig an der zum Garten hinausführenden, offenſtehenden Thüre ſtanden, blickten bewundernd der reizenden Frau nach, die ſtolz wie eine Königin am Arme ihres nicht minder auffallenden Gatten ihrer Loge zuſchritt. Einer dieſer Herren entſärbte ſich ſogar merklich, wandte ſich haſtig, als brenne ihm der Boden unter den Füßen, um und ging dann langſam, mit geſenktem Haupte in den Garten zurück. Um ſich ſelbſt, um ſeinem grenzenloſen Jammer, ſeinem Glend, den tauſend Erinnerungen an vergangenes Glück zu entziehen, war er ſtundenlang in den menſchenüberfüllten Straßen umher geirrt bis ihn endlich bitterſte Verzweiflung gepackt und er die Geſellſchaft von fröhlichen Menſchen, Muſik, Lärm und Vergnügen aufgeſucht hatte, um, wenn nichts weiter half, ſein krankes Herz zu verhöhnen!

Aber graufame Ironie des Schickſals! Gerade hier mußte er ſie an der Seite ihres Gemahles wiederſehen, ſtrahlender, ſchöner ſogar, als ſie ihm jemals erſchienen war. Und ſie hatte geſagt, ſie wäre ſo unglücklich! Ein halb unterdrückendes, irres Anſchauen ſam über Edgar von Saltens Lippen. Warum wollte er ſich noch länger um ſie grämen? Nein, nein, er wollte ſich zwingen, ihr zu zeigen, wie er ſie verachte, ſein lachendes, heiteres Geſicht ſollte ſie ſehen . . . „a, das wollte er! Und deswegen kehrte

er wieder in den Saal zurück, als die Ouverture eben begonnen hatte.

Gerade der Jaſſe'schen Loge gegenüber befand ſich ſein Platz, und mit brennenden Augen, poſchendem Herzen ſtarrte Edgar unverwandt ſein ſchönes Gegenüber an.

Er beobachtete Rätſe's Mienen, ihre Bewegungen, ihre Blicke, und daraus ihre Empfindungen zu entzäheln.

Rätſe ſprach wenig und wenn ſie's that, lag eine merkliche Gleichgültigkeit und Traurigkeit in ihren Zügen, ſo daß Edgar ſehr bald das Gefühl hatte, als müſſe er ihr vorhin in Gedanken Unrecht gethan haben, als müſſe er ihr etwas abbitten, ja als müſſe er ſie tief bemitleiden.

Inzwiſchen hatte die Oper unter lautloſer Stille des verſammelten Publikums begonnen.

Ellen Waldner war eine entzückende Carmen. Sie bezauberte nicht nur durch ihren ſeelenvollen, leiſenſchaftlichen Geſang, durch die ihr eigene Routine und Eleganz des Spiels, nein, ſie überräſchte durch ihre graziöſe, blendende Erſcheinung, durch die Natürlichkeit ihrer Darſtellung, durch die ganze ſüdlüche Gluth ihres Temperaments. Sie ſpielte nicht Carmen, ſie war ſie ſelber.

Winolf Jaſſe war ſo hingeriſſen von ihr, daß er nur Auge und Ohr für ſie hatte. Er war ſtolz auf ſie im Augenblick, weil ſie ihm allein gehörte, obwohl ſie Hunderte bewunderten. Selbſt Rätſe, die in Begeisterung für die darſtellende Künſtlerin vergaß, daß dieſelbe Perſon vielleicht die Zerſtörerin ihres ehelichen Friedens war, ſtimmte aus ehrlichem Herzen in das Lob ihres Mannes ein.

Ja, ein unzufriedenes Gefühl bemächtigt ſich ihrer. Warum konnte ſie nicht ſelbſt an Stelle der Waldner ſein und ſo bewundert und beneidet werden, wie dieſe? Wer beſümmerte ſich aber um ſie . . . ? Kein Menſch!

Als jezt der Vorhang am Schluß des erſten Actes fiel und brauſender Jubel ertönte, war es Rätſe, als erwache ſie aus einem tiefen Traume. Mehrmals fuhr ſie ſich mit der Hand über die Stirne, ehe ihre Lippen das gewinnende, zerſtreute Lächeln, das ſie ſo liebreizend machte, wieder fanden.

Winolf achtete indeſſen weiter nicht auf ſeine Frau, ſondern ſchaute mit dem Opernglaſe neugierig im Theater umher. Abglick ſtand er haſtig auf und ſagte zu Rätſe, gewandt: „Verzeih' meine Abweſenheit eine Minute, Kind! Habe da ſoeben einen Bekannten entdeckt, werde ihn Dir vorſtellen!“

Ehe ſie etwas erwidern konnte, hatte er ſchon die Loge verlaſſen und war auf den ſehr überräſchten Edgar von Saltens zugeeilt, ihn mit den Worten begrüßend: „Ah, Sennor, welcher Zufall, Sie hier wiederzuſehen! Das iſt reizend! Ich dachte ſchon, als Sie neulich, trotz meiner Einladungs, am Abend nicht kamen, Sie wären wieder abgereiſt. Heute aber laſſe ich Sie nicht wieder fort. Und jezt darf ich Sie wohl auch meiner Frau vorſtellen, nicht wahr?“

Edgar war im erſten Augenblick ſo beſtürzt, daß er nicht recht wußte, was er erwidern ſollte; ein finſterer Blick traf den vor ihm Stehenden. Schon wollte er eine kurze ablehnende Antwort geben, als ihn ein ſeltſames, warmes Gefühl drängte, in Rätſe's Nähe zu kommen, um ſie zu ſehen, mit ihr zu ſprechen. Und ſo jagte er dann, während er ſich leicht verneigte, liebenswürdig:

„Es iſt mir eine große Freude, Sie hier wieder geſehen zu haben, mein Herr, und ich würde entzückt ſein, die Bekanntschaft Ihrer Frau Gemahlin machen zu dürfen.“

Dann entſpann ſich noch ein kurzes Geſpräch über die Oper zwiſchen den beiden Männern, bis der Maler Edgar von Saltens endlich aufforderte, ihn in ſeine Loge zu begleiten.

„Liebes Kind, Du erlaubſt, daß ich Dir hier dem Herrn vorſtelle, der uns neulich vormittags mit ſeinem Beſuch beehrte: Senor de Leganos aus Mexiko!“

Rätſe verbeugte ſich leicht, während ſie ihr Mann feſt im Auge behielt. Doch ſie ſuchte mit keiner Muſkel, nicht einmal

Nummer Beginn
 die Farbe änderte sie, nur ihre Augen blickten unheimlich starr und leer. Daraufhin glaubte Winolf zu wissen, daß sein Verdacht — den Ellen in ihm geweckt hatte — der Fremde könnte vielleicht gar der zurückgekehrte Bräutigam Käthes sein, unbegründet war, denn so hätte sich kein Weib beim Wiedersehen eines geliebten Mannes beherrschen können, um sich nicht dem Beobachter zu verrathen.
 Edgar unterhielt sich mit dem Maler aufmerksam und lebhaft, während er an Käthe nur selten einmal und dann sehr förmlich das Wort richtete. Da noch gerade ein Platz in der Jaffe'schen Loge frei war, ließ sich Edgar darauf nieder, als sich gerade der Vorhang zum Beginn des zweiten Aktes hob. Diesmal übertraf sich Ellen selbst. In der verführerischen Liebeszene schlug sie Töne so warmer, hinreichender Leidenschaft an, daß sie das ganze Auditorium in Stürme begeisterte. Winolf Jaffe wandte sein brennendes Auge nicht von ihr ab, und Käthe dachte erschauernd: „Welch eine heiße, mächtige Leidenschaft, welche eine Seele muß in dieser Künstlerin ruhen!“ „Verzeihen Sie, gnädige Frau, haben Sie vielleicht diese Sängerin früher einmal gehört?“ Es war Edgar von Saltens Stimme, die Käthe aus ihren Träumereien riß. Sie blickte ihn erstaunt an und erröthete, als sein ernstest, forschender Blick sie traf. „Ja,“ hauchte sie endlich bekommen . . . „warum aber fragen Sie mich?“ „Weil ich sie auch einmal gefannt habe — aber es ist schon lange her!“ Zwei tiefe Falten lagerten auf seiner Stirn. „Warum erinnern Sie mich daran?“ Ihre Stimme klang vorwurfsvoll. „Warum . . . ? Du weißt es nicht, Käthe? Weil jene vergangene Zeit unsere Jugend und unser Glück birgt! Kommetst Du das vergessen, Käthe?“ In jäh entflammter Leidenschaft hatte er ihr diese Worte zugesüßert. Wie abwehrend erhob sie die Hand, dann senkte sie dieselbe wieder und schüttelte den Kopf. „Ich vergaß es nie!“ antwortete sie dumpf. Winolf Jaffe hatte von dem kurzen Gespräche nichts vergaßen, weil er nur Sinn und Ohr für Ellen hatte, und als der

Vorhang jetzt fiel, blickte er noch eine Weile gedankenverloren vor sich hin, ehe er sich wieder dem Senor de Leganos zuwandte. Noch vor Beginn des dritten Aktes hat jedoch Käthe plötzlich ihren Mann, sie doch nach Hause begleiten zu wollen, da sie Kopfweh bekommen habe und sie sich nicht wohl fühle! Winolf vernahm mit Freude den Wunsch seiner Frau: so hatte er doch Gelegenheit, nachdem er Käthe heimbegleitet, zurückzukehren und ruhig dem letzten Akte beizuwohnen. Alsdann konnte er Ellen gleich nach Schluß der Vorstellung zu Hiller führen. Senor de Legano's folgte Jaffe's nun bis in den Garten hinaus, wo er sich von dem Maler verabschiedete und Käthe heimlich die Hand reichte. Als gelte es ein Lebewohl für ewig, so preßte er ihre feinen Finger, dann begab er sich, während Jaffe's in den wartenden Wagen stiegen, in den Saal zurück. Doch lange hielt er sich nicht mehr im Theater auf. Nim er Käthe nicht mehr sah, festsetzte ihn nichts mehr und er begab sich ebenfalls heim in sein Hotel. Mancherlei ernste und wichtige Gedanken bewegten ihn. So konnte sein Verhältnis zu Käthe nicht weiter gehen. Er wäre ein Ehrenmann, würde er in Berlin bleiben und sich und das arme gequälte Weib länger der Versuchung aussetzen. Er war der Stärkere und mußte handeln, mußte fliehen, denn er wußte, daß sein Weib für sie Gefahr bedeutete. Lieb er, so würde er sie bald hier, bald dort, wie es der Zufall eben bestimmte, wiedersehen, auch sprechen würde er sie vielleicht. Ihr Mann würde ihn ahnungslos und ohne Mißtrauen in sein Haus laden. Ein-, zweimal vielleicht würde er der Einladung widerstehen, aber das dritte Mal würde er ihr doch Folge leisten. Dann könnten aber Augenblicke kommen, in denen das künstliche Eis um ihre Herzen schmelzen müßte, denn sie hatten Beide heißes Blut. Was würde das Ende von Allem sein . . . ? Am nächsten Morgen verließ Saltens das Hotel, um sich zur Bahn zu begeben. Es war unangenehmes Wetter draußen . . . Abschiedswetter. Ein feiner Sprühregen fiel hernieder, am Himmel jagten dunkle Wolken und der Wind seufzte in den Rauchfängen auf den Hausdächern. Zum zweitenmale trennte sich Edgar von Saltens von seinem Käthen, doch diesmal ohne Hoffnung auf ein Wiedersehen. — (Fortsetzung folgt.)

Gräu.*)

Von Jakob v. Falke (Wien).

Grau, grünlich, ergrauen, Grauen, Graus, Grausen, grau-
 jam, grauelig, greis und Greis, greislich, gräßlich, Griesbart und
 Griesgram, Grün und grümmig, Gram und grämlich — welche
 eine liebenswürdige Sippchaft von Wörtern, die alle von der
 Farbe Grau ihren Ausgang nehmen! „Es wird mir grauulich
 zu Muthe,“ wenn ich sie nur überdenke. Hat der wortbildende
 Volksgeist recht, wenn er diese Farbe so auffaßt, daß er alle
 Widerwärtigkeiten, sinnlich wie moralisch, davon ableitet? Oder
 haben wir recht, wir hochgebildeten und geschmackvollen Menschen
 des neunzehnten Jahrhunderts, wenn wir Grau zur Lieblings-
 farbe unseres Säkulums gemacht haben? Sind wir so melan-
 cholisch-grämlicher Natur, daß wir Alles grau sehen müssen, uns
 selbst vor Allem?

Es ist wohl bei allen Völkern so, daß mit dieser trüben
 Mischung zweier Negativen, aus Schwarz und Weiß, das Uner-
 freuliche, Unsichere und Unbestimmte bezeichnet wird. Grau und
 öde ist das weite, vom Sturm bewegte, wilde Meer, grau ist die
 Dämmerung, welche Licht und Farbe auslöscht und die Dinge
 der Welt im ungeschaffnen Zwielicht erscheinen läßt; der Morgen
 graut, wenn die Nacht scheidet, bevor Licht und Leben zurück-
 kehren. Wir blicken ungewiß, zweisehend in die graue Zukunft;
 grau ist die grämliche Stimmung des Gemüths, die weder uns
 noch Andere erfreut; grau nennen wir mit Goethe die unfrucht-
 bare Theorie, im Gegensatz zu den goldenen Früchten am grünen
 Lebensbaum; „ein scheußlich Grau“ ist es, in welches Schiller
 seiner Rhodiser Ritter das Drachenbild kleiden läßt, ein Schrecken
 und Grausen für die Hunde selbst.

Und trotzdem haben wir, wir modernen Menschen, zur
 grauen Fahne geschworen. Grau ist vornehm, ist schön, grau ist
 fein und elegant. Grau sind unsere Wohnungen von außen wie

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz dem soeben im Verlag des All-
 gemeinen Vereins für deutsche Literatur in Berlin erschienenen Buch
 des ausgezeichneten Wiener Kunst- und Kulturhistorikers: „Aus alter
 und neuer Zeit. Neue Studien zu Kultur und Kunst. Von Jakob
 von Falke.“

von innen. Jeder Blick die Straße entlang zeigt uns ein graues
 Bild, grau angestrichen sind die Häuser, grau ist die Staffage.
 Unsere elegantesten Zimmer haben grau Tapeten, grauen An-
 strich; unsere Tageskleidung, der Männer wie der Frauen, ist
 von der grauen Farbe beherrscht; ein grauer Ton gilt für fein
 in der Malerei, und selbst unsere Festkleidung, die Kleidung der
 Freude, besteht, wenn nicht selbst aus Grau, doch aus den Ele-
 menten desselben, aus Schwarz und Weiß. Es ist wahr, wir
 kämpfen seit einigen Jahren dagegen und können uns auf diesem
 oder jenem Gebiete vielleicht schon des Sieges rühmen — wir
 glauben es wenigstens — und doch bricht immer und immer
 wieder die graue Passion hervor; sie scheint in unserem Jahr-
 hundert unbezwingbar.

Die Liebhaberei an Grau ist eine spezifische Eigenschaft
 unseres Jahrhunderts, die ihm allein gehört. So weit man auch
 die Geschichte des Farbengeschmacks zurückverfolgt, sie kennt die-
 selbe nicht. Grau spielt nie eine Rolle in der Koloristik der ver-
 gangenen Zeiten. Mehr und mehr sind wir zur Kenntniß und
 zur Ueberzeugung gelangt, daß im Alterthum Alles, was Kunst
 heißt, koloristisch behandelt wurde: Tempel, Häuser, Grabstätten.
 Die Bilderwerke prangten in reichen Farben; wir sehen ihre
 Ueberreste und haben es gelernt, die Bemalung zu prachtvollster
 Wirkung zu rekonstruieren; Grau ist nicht darin vertreten.
 Egyptianer und Assyrier, Griechen und Römer kleideten sich farbig
 in Weiß und Purpur, in Roth und Blau und Grün und ver-
 zierten die Kleider reichlich mit Goldstickerei; Grau aber ist
 höchstens die Farbe, die der Sklavenkleidung zukam. Und so war
 es im ganzen Mittelalter. Die ganze ritterlich vornehme Gesell-
 schaft kleidete sich in lebhaftere oder kräftigere Farben, bestickte sie
 reichlich, verbrämte sie mit Goldborten und liebte vor Allem die
 farbig oder golden gemusterten Stoffe des Orients, welche in den
 europäischen Seidenfabriken nachgehakt wurden. Alle Gebrochene,
 unscheinbaren, schmutzigen Farbentöne kamen den niederen Klassen
 zu und wurden auch von diesen getragen. Ebenso trug Grau
 oder einen andern, Freude und Lebenslust ausschließenden Farben-
 ton, wer der Welt entsagt hatte, Mönche und Nonnen; daher die
 grauen Brüder, die grauen Schwestern.

Als die Renaissance kam, mußte die Kunst der Maler frei-
 lich von allen Farbentönen Gebrauch machen. Die Kunst des

Seitung
anhalten
alle un
Abwende
gewinnl
Expositi
Men
Zuge der
Seitung
gedruckt
Am r
1870

Seitung
anhalten
alle un
Abwende
gewinnl
Expositi
Men
Zuge der
Seitung
gedruckt
Am r
1870

Seitung
anhalten
alle un
Abwende
gewinnl
Expositi
Men
Zuge der
Seitung
gedruckt
Am r
1870

Seitung
anhalten
alle un
Abwende
gewinnl
Expositi
Men
Zuge der
Seitung
gedruckt
Am r
1870

Mittelalters hatte es leichter gehabt: sie illuminierte ihre Figuren, das heißt, sie füllte die Zeichnung mit den entsprechenden Farben aus, ohne sich viel um Mischung, um Hühnung durch Schatten und Licht zu kümmern. Nicht so die großen Maler der Renaissance, welche ihren Figuren den vollen Schein des Lebens zu geben hatten, wie sie sich plastisch darstellten, rund, lichtumfließen oder in Schatten versenkt. In dieser Malerei konnten sie freilich nicht auf die Mitwirkung grauer Töne Verzicht leisten, und dann um so weniger, als man auch auf die Tagesstimmung einging, die Dämmerung und die Nacht darzustellen hatte, den wolkengrauen Himmel und die vom Regen überströmte Landschaft. Das Grau war damit ein Farbenton geworden gleichbedeutend jedem andern, wo die Kunst feiner um der lokalen Wahrheit willen bedurfte. Fern davon aber, daß Grau eine Modefarbe geworden wäre oder daß die Dekorationsmalerei Grau mit Vorliebe in Verwendung genommen oder das Kostüm der Zeit es geliebt hätte. Im Gegenteil, nach den farbenreichen, durch ihre Kontraste und ihre Buntheit auffälligen Trachten des fünfzehnten und der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kam allerdings ein größerer Ernst in die Kleidung, und bescheidene wie vornehme Leute kleideten sich gerne in Schwarz, aber Grau war eine verächtliche Farbe. Die reiche Stoffsammlung im österreichischen Museum giebt kaum ein Beispiel eines grauen Sammet- oder Seidengewebes aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Es war in dem ganzen nachfolgenden Jahrhundert nicht anders. Ludwig XIV. hielt das Kräftige, Farbenreiche in Kleidung wie Dekoration aufrecht. Für ihn selbst war die Verbindung von Blau und Roth, beide in starkem Ton, wie uniformmäßig, und dies gab auch für den Hof die Grundstimmung. Damals hatten die Maler, die niederländischen und insbesondere die holländischen, die grauen Töne schon aus einem andern Gesichtspunkt schätzen und üben gelernt. Sie hatten es gelernt, — und das war allerdings eine koloristische Feinheit — die Stimmung eines Bildes in einem einzigen Farbentone zu halten, in den alle Einzelheiten wie versenkt und hineingeschmolzen waren. Dieser Ton war bald ein bräunlich goldener, bald ein rötlich blonder, bald ein silbergrauer. „Ein feiner silbergrauer Ton“, das ist so die Bezeichnung, wenn man zum Beispiel von den feineren Bildern des jüngeren Teniers spricht. Immerhin, das Grau war damit zum ersten Male zu gewissen Ehren in der Kunst gelangt; nicht so aber im Kostüm, ausgenommen bei den arbeitenden Klassen, welche — wie es früher auch nur zu Zeiten anders war — die trüben, dem Schmutz weniger ausgelegenen Farben vorzogen; unter diesen war auch Grau, aber ohne besondere Bevorzugung; es war ein indifferenter Ton unter den anderen. Nur in England — im Gegensatz gegen die Tracht der vornehmen Gesellschaft — war Grau zu einer politisch sozialen Bedeutung gelangt. Es waren die Quäker — ähnlich den oben erwähnten grauen Brüdern und grauen Schwestern — und mit ihnen die „Frommen“ und die „Heiligen“, welche mit dem Schwert in der einen und dem Gebetbuch in der andern Hand die Krone bekämpften; diese bevorzugten, ihrer allem Schmuck, aller Weltlust entsagenden Tendenz gemäß, die unscheinbarste, bescheidenste aller Farben. Mit ihnen ging sich nach Amerika hinüber und kehrte am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wieder nach Europa zurück, beides, das Hinüber und Herüber, im Verein mit dem schlichten und versteiften Stizhut, der nach dem Befreiungskriege der Vereinigten Staaten als schwarzer Cylinderhut in der Form, wie wir ihn noch heute tragen, die große und konservative europäische Mode werden sollte.

Im achtzehnten Jahrhundert, im goldenen Zeitalter der regierenden Frauen, des Rococo und der Aufklärung, verblassten die Farben. Die eleganten Modestoffe für die Kleidung wie für die Dekoration nahmen die verwachsenen Töne, das lichte Wasserblau, ein zartes Rosa, ein blaßes Gelb und was dergleichen mehr ist, zur Grundfarbe und zur Grundstimmung. Silbergrau war wohl auch darunter, ohne bevorzugt zu sein. Die Vorstellung, der Eleganz identifizirte sich mit dieser Abschwächung der Farben. Es lag darin offenbar schon der Beginn einer Hinneigung zur Negation aller Farben; konsequent durchgeführt, mußte diese Richtung schließlich zum Grau führen.

Aber es kam eine Episode dazwischen, welche diese Konsequenz verschob. Die Aufdeckungen von Herculaneum und Pompeji führten aufs neue antike Dekorations- und Ornamentative in den Stil der Zeit ein und mit ihnen auch den Farbensgeschmack jener aufgegrabenen Städte, freilich in alsbald mißverständlicher Weise. Statt der hellen, leuchtenden, prächtigen,

allerdings auch gemischten Farben, auf deren so überaus glücklicher Verbindung der große Reiz jener Wandmalereien beruht, nahm man ihre von Alter und Zerstörung getrübbten Töne, zu denen sich die wenigen grauen Töne der antiken Terrakotten gesellten. So kam es, daß, als mit den verblassten Farben des ancien régime wie mit diesem selber gebrochen war, alle Schmutzfarben, ein helleres oder dunkleres Braun, Bouteillengrün ein dunkles, schwärzliches Blau und überhaupt unentschiedene Töne die Mode wurden, sowohl in der Kleidung wie in der Dekoration. Es war nirgends rechte Freude dabei. Am vortheilhaftesten sahen noch die Damen der Epoche des Direktoriums und des Konsulats in ihren weißen Kleidern und bunten Schärpen aus.

Hier hätte nun schon das Grau seine Rolle spielen können, aber man fand es nicht — oder doch äußerst selten — unter den Farben der antiken Dekoration. Seine Zeit kam erst, als mit allem antiken und jeglichem andern Geschmack ein Ende gemacht worden. Als man in vorgekehrterer Zeit des neunzehnten Jahrhunderts, da die Restauration nichts Neues zu bieten vermochte, schon gar nichts mehr auf dem weiten Gebiete des Geschmacks besaß, keinen Farbensinn, kein Gefühl für die Formen, keine herrschenden Stiltraditionen, an die man sich anklammern konnte, da erst stellte sich das Grau als die wirkliche, herrschende Mode ein. Die Kleidung der Herren, die noch sommerlich mit blauem Frack und gelben Hantinghosen in die Epoche der Restauration eingetreten waren, wurde nun in der Tagesracht grau und zwar im ganzen Anzug, vom Hut bis zu den Samajchen herab. Die Engländer, die damals noch durch ihre Sonderbarkeiten und Excentricitäten der Mode sich auszeichneten, machten den Anfang. Um doch Abwechslung zu haben wurden die verschiedensten Töne studirt und gemischt; man ließ das Grau ins Blaue, Violette, Grünliche, Röstliche spielen, sprengte und farrirte Schwarz und Weiß durcheinander zum Effekt des „Pfeffer und Salz“. Die Damenkleidung war freilich nicht so arm in der Farbe, nicht ganz so entsagungsvoll und doch war auch sie in der Haus- und Straßentracht gänzlich vom Grau beherrscht. Das Grau in seiner Nüchternheit und Reizlosigkeit, ehemals die Farbe der untersten Klassen, wurde nun fein, elegant, vornehm.

Und wie mit der Kleidung, so ging es mit der Dekoration. Alle Papiertapeten erhielten grauen Grund, der vielfach als „Taubengrau“ ins Violette oder Bläuliche spielte, meist aber stumpf und todt aussah. Darauf gab es wohl grüne Blätterranken, auch Blumenbouquets. Je vornehmer aber der Salon, je schlichter war er in seinem Grau, nur daß die Wände sich mit Goldrahmen schmückten und die Möbel mit grellgefärbtem Atlas in Kontrast traten. Wo es keine Teppiche gab, wurde der Fußboden in bürgerlichem Hause mit grauer Delfarbe angestrichen. Die Teppiche allerdings widerstanden, obwohl ein Architekt auch das einmal zu stande brachte, daß er den Stuckplafond eines Salons Grau in Grau im Fußteppich nachbildete ließ. Die Teppiche, unter dem Einfluß von Belgien, England und Frankreich stehend, waren ganz und gar vom Blumengeschmack beherrscht, der sich in England bis zu ganzen Blumenärten und erotischen Wäldern empor schwang. — Die Franzosen fühlten feiner darin. Sie machten in dieser Dekoration einen sehr verständigen Gebrauch von Grau. Sie verminderten mit dieser Farbe die grelle Wirkung der buntfarbigen Blumen und gaben damit ihrer Pracht etwas Sanftes, Gemildertes und Duftiges, wie auch die Blumen in der Natur, wo sie luftumfließen sind, niemals die rohe Wirkung machen, wie in der naturalistischen deutschen und englischen Dekoration jener Zeit. Dies gilt wie von den Teppichen und Tapeten, so auch insbesondere von der Porzellanmalerei, welche damals vom Blumengeschmack überwuchert war. Auch hier zeichnen sich die französischen Malereien durch ihren zarten und duftigen Hauch aus, der ihnen durch Verbindung mit einem lichten, wie transparenten Grau gegeben ist.

Anders aber die französische Malerei jener Zeit, wo sie nicht decorirte, sondern Bilder, eigentliche Kunstwerke schuf. Gerade hier war sie die erste, welche — so um die fünfziger Jahre — zuerst wieder auf eigentlich koloristische Wirkung ausging. Ganz im Gegensatz herrschte damals in Düsseldorf, wo eben die Landschaftsmalerei emporblühte, der „feine graue Ton“. Achenbach und die Nordländer hatten ihn der skandinavischen Landschaft abgesehen, wo allerdings Alles, auch an hellen Sommertagen, grau erscheint: der blaue Himmel, der grüne Wald, das stille, spiegelnde Wasser der Buchten und der Seen, die Nähe wie die Ferne, Alles stellt sich grau umflort dem Auge dar. Die Düsseldorfer malten damals aber auch die süd-

sthe Landschaft in Grau, und wenn Jemand versuchte, es anders zu machen, und einmal ein landschaftliches Bild in Sonnenlicht und Farben prangen ließ, so hieß das Dekoration, nicht Kunst. Ich erinnere mich der Mittheilung eines Freundes, der zu jener Zeit von Düsseldorf nach Paris in die Schule Coutures ging, der damals im Kolorit für den ersten Meister und Lehrer galt. Mein Freund hatte natürlich in der ersten Stunde die Palette nach Düsseldorfer Art gefest; Couture nahm sie, hielt sie gegen das Licht und verurtheilte sie mit dem kurzen Wort: Tout cela est gris.

Seitdem haben nun zwar auch die Deutschen gelernt, nicht bloß die Palette farbig zu setzen, sondern auch die Bilder farbig zu malen; nicht ganz so ist es aber in der Dekoration und noch weniger in der Kleidung. Seit der großen Reform in Geschmack und Kunstgewerbe haben wir uns für Flächendekoration so vielfach an die orientalistischen Muster gehalten, das aber, das Grau zu vermeiden, das haben wir nicht von ihnen gelernt. In der ganzen orientalistischen Dekoration der Wände, der Teppiche, der Kleiderstoffe, der Geräthe kommt das Grau, wo es nicht wie bei dem Stahl der Säbelklingen natürliche Farbe ist, so gut wie gar nicht vor. Sie macht den ausgiebigsten Gebrauch von zahlreichen gebrochenen und gemischten Tönen, auf deren Schönheit und Mannigfaltigkeit ja ein Hauptreiz beruht, aber Grau, das eigentliche Grau ist nicht darunter oder doch die allergeringste Erscheinung und auch dann mehr ein verschoffenes Blau. Auch das Weiß, das der Orientale nicht in dem reinen, falten, gebleichten Tone, nicht als Negation, sondern stets noch als Farbe liebt, ist nicht grau, sondern warm gelblich, chamois gebrochen. Nur die Chinesen machen eine Ausnahme: sie verwenden Grau in der Kunst sowohl als Grund wie für die Zeichnung. Und das ist nicht uninteressant, denn die Chinesen haben, allerdings mit anderen Kunstmotiven, ungefähr denselben Gang des Geschmacks durchgemacht wie die Europäer; auch sie sind von reineren Formen und lebhafteren Farben durch eine Art von Rocco und Zopf hindurchgegangen und so ziemlich auf denselben Standpunkt gelangt, auf welchem sich die dekorative Kunst Europas in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts befand. Das Grau der Chinesen kann uns daher nicht wohl als Muster dienen, wenn man auch zugeben muß, daß sie es nach ihrer Art gut, wie man sagt, „sein“ zu verwenden wissen, harmonisch gewiß.

Ich habe gesagt, wir haben nicht gelernt, das Grau zu vermeiden, wir haben noch nicht gelernt, es zu beschränken auf eine Anwendung, wo es als locale Farbe berechtigt ist. Wir brauchen es noch immer als bevorzugte Dekorations- und Kostümfarbe. Zwar ist es seit der Reformarbeit der letzten zwanzig Jahre besser geworden. An den Stoffen der weiblichen Gesellschafts toiletten und der Sommerkleidung ist eine Fülle reizvoller, prangender Farben an uns vorüber gerauscht, leider vorüber, denn auch der Farbenton ist Mode und dauert gewöhnlich nur eine oder zwei Saisons. Wir haben von den Wänden die graue Tünche entfernt und alte, lebhaftere Färbung und Malerei wieder hervortreten lassen; wir haben rothe Marmoräulen wieder erscheinen sehen, die der graue Geschmack unseres Jahrhunderts mit Delarobe in grau gesprengeltem Granit verwandelt hatte. Unsere Wohnungen zeigen wieder rothe oder grüne Wände und farbig verzierte Plafonds statt der grauen, gefälschten Stuckmalereien; unsere Teppiche sind orientalistisch, unsere Haus- und Tischwäsche aber schmückt sich mit Roth und Blau.

Das Alles ist richtig, das Alles ist ein Erfolg, aber der Erfolg ist nicht vollständig. Immer wieder bricht der Geschmack an Grau hervor. Die Farben in der Wohnung werden wieder stumpf und grau überschummert; das Straßenbild, die Staffage, die Häuser Alles erscheint farblos grau. Man scheut sich, öffentlich in einer anderen Farbe zu erscheinen, und glaubt mit Grau noch immer vornehm zu sein. Das halbe, ja fast das ganze Deutschland sendet seine Damen selbst in die Bäder und Luftorte grau vom Kopf bis zum Fuß. Wer kennt sie nicht auf den ersten Blick, diese grauen Frauengestalten! Und doch hat die Natur die Farben zur Freude geschaffen. Sie kleidet sich in Farben, wenn der Frühling erblüht und der Sommer glüht und der Herbst prangt, bis die Blumen vergehen und die Früchte und die Blätter fallen. Dann kommt der Winter allein mit seinem Grau am Himmel und auf der Erde; und wie der Winter in der gleichen Farbe kommen Tod und Verwesung und Verwitterung; sie alle „kleiden sich in ein scheußlich Grau.“ Und das ist unsere Modefarbe, das ist, was für fein und elegant und vornehm und in der Kunst für schön gilt!

Allerlei.

Gelbes Fieber. In Santos, dem wichtigsten Ausfuhrhafen für den brasilianischen Kaffeehandel, wo das gelbe Fieber jährlich große Opfer fordert, beginnt bald wieder die gefährliche Zeit, die vom November bis in den März dauert. Uebel berüchtigt wurde Santos insbesondere seit 1889, in welchem Jahre von den im dortigen Hafen anwesenden Seeleuten 627 der Seuche erlagen. 1890 starben nur 51, schwer wüthete das gelbe Fieber jedoch in den Jahren 1891-93, in denen 1019, 1823 und 1668 Seeleute hingerast wurden. In einem einzigen Monat starben 648 oder etwa 23 jeden Tag. Vielfache Vorstellungen um Abstellung des schauerhaften Gesundheitsverhältnisses in Santos waren endlich von Erfolg, und 1894 betrug die Zahl der Todesfälle nur 150. Eingeborene werden von der Seuche wenig berührt, vielmehr eigentlich nur die Besatzungen der im Hafen liegenden Schiffe, und vorzugsweise sind Deutsche, Scandinavier und Engländer empfänglich. Infolge der in Santos gemachten übeln Erfahrungen brachte Norwegen in sein neues Seegesetz die Bestimmung, daß die Mannschaft die Abmühterung verlangen kann, wenn das Schiff für einen Ort bestimmt ist, in dem Pest, Cholera oder gelbes Fieber herrscht. In Norwegen hat eine große Kheberei, die jüngst ein Schiff nach Santos schicken wollte, die Mannschaft bis zum letzten Augenblick über den Bestimmungsort im Unklaren gelassen. Das Schiff wäre grade während der gefährlichen Fieberzeit in Santos eingetroffen. Als indessen die Mannschaft endlich auf der Ausreise erfuhr, wohin es gehen sollte, verweigerte sie wie ein Mann die Weiterreise. Da die Kheberei aber ein Telegramm erhielt, daß augenblicklich kein Fieber in Santos herrschte, ließ sie die Mannschaft wegen Meuterei unter Anklage stellen, indessen sprechen die norwegischen Blätter die Hoffnung aus, daß der Staatsanwalt die Sache nicht verfolgen werde. Deutsche Schiffe vermeiden in der Regel das Anlaufen von Santos während der Fieberzeit. Vor zwei Jahren kam dort der unheimliche Fall vor, daß ganze Schiffsbesatzungen, vom Capitän bis zum Schiffsjungen, hingerast wurden.

Eine Brautwerbung zu Pferde hat sich, nach der „Strelitzer Landesztg.“, im Lande Mecklenburg abgespielt: Ein junges aristokratisches Paar sollte sich auf dem Gute des Onkels der Braut verloben. Sei es, daß die künftige Gattin etwas schlecht gelaunt, oder der künftige Gatte etwas schüchtern war, genug, aus dem Antrage wurde nichts, und das Fräulein reiste in Begleitung ihrer Mama ärgerlich von dannen und zwar mit der Sekundärbahn. „Einen solchen Hafensuß von Schwiegejohn kann Mama so wie so nicht gebrauchen“, hatte das Fräulein beim Abschied zu ihrem Heim gesagt, der diese Aeußerung dem schüchternen Brautwerber mittheilte. Dies ging diesem aber an die Ehre; er wollte einen solchen Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen. Schleunigst bestieg er sein Pferd und jagte dem vor zehn Minuten abgegangenen „Klingelzug“ nach. Kurz vor der Station Karow erreichte er ihn und ritt an den Waggon zweiter Klasse heran. — „Gnädiges Fräulein, . . . ich bitte um Ihre Hand . . . ja oder nein?“ Auf der Station, in die man gleich einfuhr, wurde das „Jawort“ freudestrahlend ertheilt.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Eingegangene Bücher, Broschüren etc.:** Gedenkblatt des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71, entworfen von H. J. Gregorius. In farbiger Ausführung aus drei Blättern bestehend, 1,87 m hoch und 1 m breit. Aufgezogen auf weiße Leinwand mit polirten Stäben, Seidenband-Einfassung und Schnur zum Aufhängen (Verlag von G. D. Wädeler, Gießen), Preis 10 Mk. — Dr. Martin Luther's 95 Thesen. Mit einem Vorwort von Pastor Kromphardt. (Verlag von Fiedler & Kluge, Wittenberg.) — Pöge, Volksschulgesehe, Ergänzung (Carl Heymann's Verlag, Berlin W.), Preis 80 Pf. — Venschlag, Ein Blick in das junge deutsche naturalistische Drama (Eugen Strien Verlag, Halle a. S.), Preis 50 Pf. — Schürmann, Der deutsche Buchhandel der Neuzeit und seine Krisis (Buchhandlung des Waiienhauses, Halle a. S.), Preis 3 Mk. — Die Naturheilmethode für Zukerkrankte. Von Dr. Carl Reig (Band VIII der Bibliothek der gesammten Naturheilkunde), Hugo Steinig Verlag, Berlin. Preis 1 Mk. — Ueber Stottern und Stammeln. Von Dr. med. Otto Liebmann (Verlag von Hugo Steinig, Berlin) Preis 1 Mk. — Norddeutsches Eisenbahn- und Dampfschiff-Buch, 3. Auflage (Paul Conströns Verlag, Hamburg). — Großdeutsches und Mitteleuropa um das Jahr 1950. Von einem Aldeutschen. 2. Auflage. Mit einer Karte in Farbendruck (Berlin, Thormann & Goetsch). Preis 1,50 Mk., ohne Karte 1 Mk. — Sello, Klosterwarz bei Oldenburg. (Schulische Hof-Buchhandlung A. Schwarz, Oldenburg.) Preis 2,50 Mk.

Verantw. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigstr. 87.